

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 11

Artikel: Kulturkritische Notizen : Wünsche mit Ziel, aber ohne Mass
Autor: Stickelberger, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073843>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rudolf Stickelberger

Kulturkritische Notizen



Wünsche mit Ziel, aber ohne Mass

Von der vielzitierten Wohlstandskrise scheint unser Staat als Ganzes so heftig erfaßt wie einzelne Familien. Die Symptome sind dieselben: Wünsche tauchen auf, sehr große Wünsche sogar, die «man» sich erfüllen könnte, sofern es dabei bliebe. Aber eines ruft dem anderen, und so geschieht es, daß Zorn, resignierte Wehmut oder Zweifel an der Zukunft überhaupt entstehen, wenn nicht alles überhaupt Wünschbare auch im Nu verwirklicht wird.

Kreuzunglücklich im Strassenkreuzer

Bei den Familien kennt man diese Stimmung. Es riecht zwar nach Johanna Spyri, zu behaupten, die Gesichter der genügsamen Leute widerspiegeln auch heutzutage mehr Zufriedenheit als jene der Groß- und Sehr-Groß-Verdiener. Aber die biedere alte Wahrheit bestätigt sich jeden Sonntag massenweise: Wer sich einen pikfeinen Wagen geleistet hat, schneidet auf seinem «Erholungsausflug» eine kreuzunglückliche Grimasse, weil die übrigen Mitmenschen mit ihren Wagen die Straßen verstopfen.

Und weil es Mode geworden ist, im gepflegten Landgasthof zu speisen und recht viel Geld dafür auszugeben, wächst die Unzufriedenheit mit dem nachlässigen Service. Dieses wiederum wird je länger desto schlechter, denn immer mehr Leute möchten sich bedienen lassen gegen ihr gutes Geld und nicht dienen gegen ein Trinkgeld. Immer mehr Grund, die Selbstbedienung einzuführen: an den Benzintankstellen, im Restaurant, sogar in den «besseren» Spezialgeschäften.

«Reich ist besser»

Zwischenhinein: nur weltfremde Romantiker oder

mißgünstige Reaktionäre wünschen sich vergangene Zeiten zurück, in denen es ein paar Reichen gut ging, während der große Haufe sich um das tägliche Brot balgen mußte. Gewiß: die Kanarischen Inseln, Tennisplätze und Parkanlagen waren vor dem Einbruch der Wohlstands-Horde von heute sicher, und die wenigen Begüterten lebten angenehm und ungeschoren in ihrem Reservat.

Die anderen aber, die um ihr Brot sich Balgenden, zeigten der Sonne nicht bloß Spyri-Zufriedenheits-Gesichter. Hoggart und Dickens, Gotthelf und Dostojewskij haben uns zu genaue Schilderungen der Verbundenheit von Armut und Laster hinterlassen, als daß wir uns nach dem «einfachen Leben» für jedermann, oder beinahe jedermann, zurücksehnen sollten. Wer weise ist, mag sich inmitten des Überflusses sein einfaches Leben zimmern und der glückseligen Anspruchslosigkeit frönen; das ist dann aber sein persönliches Hobby, das nicht – nach dem Rezept naiver Weltverbesserer – als Sozialreform ins Programm aufgenommen werden kann.

Der flache Ausdruck jenes Filmstars trifft, aufs Ganze gesehen, doch zu. Die arrivierte Dame erklärte einem Reporter zuhanden seiner Illustrierten: «Ich bin sehr arm und sehr reich gewesen; aber glauben Sie mir: reich ist besser!»

Die dreifach gemästeten Wünsche

Die Wohlstandskrise in den Familien entspricht den Vorgängen des Märchens vom Fischer und seiner Frau: Nachdem sie der wundertätige Butt aus ihrem Pisspott in die wohnlichere Hütte erlöst, danach ins traute Heim und in den Palast gezaubert hatte, kannte ihre Wunschliste keine Grenzen mehr.

Zwischen jenem Lehr-Märchen und der heutigen

Lage besteht allerdings ein wesentlicher Unterschied: Die nimmer zufriedenen Fischersleute horsteten isoliert an ihrem Strand, und Süchte nach stets neuem Luxus wuchsen in ihrem eigenen Gemüt. Heute dagegen leben die durch das Wirtschaftswunder von einer Sozialstufe alljährlich auf die nächsthöhere geschobenen Pärchen in gedrängter Nachbarschaft nebeneinander, bis tief ins entwicklungshungrige Afrika hinein. Da wächst denn der Appetit nicht nur beim Essen, sondern erst recht beim Zuschauen. Wenn man freien Ausblick auf die Speisekarten und auf die Tafeln der Nebenmenschen genießt, schmeckt die gewohnte eigene Hausmannskost bald fad.

So werden denn die Wünsche dreifach gemästet: erstens durch die Phantasie, zweitens durch die Ansteckung und drittens durch den Geldzufluß; wo der nicht wäre, blieben die Begehren im Keim und äußerten sich höchstens in den Nacht- und Tagträumen zu Wort: wer nämlich im stillen auf den Fang des goldenen Buttes, auf das große Los wartet, gerät nicht in die Wohlstandskrise.

Diese äußert sich darin, daß die Begehrnis noch rascher wächst als die Mittel. Eine recht törichte Krankheit, sollte man meinen, und durch den gesunden Menschenverstand rasch zu meistern!

Maturitäts-Auto noch nicht obligatorisch

Die seuchenähnliche Verbreitung des Leidens beweist aber offenbar, daß es mit dem gesunden Menschenverstand doch noch nicht weit her ist: Sonst gäbe es nicht Familien, in denen kollektive Mißstimmung herrscht, weil sie sich nur ein Auto oder eine Ferienreise in weite Fernen oder ein Weekendhäuschen, nur einen Fernsehempfänger oder eine Geschirrspülmaschine oder einen elektrischen Rasenmäher leisten können und nicht gerade alles wie Müllers gegenüber.

Nun: ein landläufiger Familienvater wird dennoch das rechte Wort finden, wenn seine Lieben zu überborden drohen. Sonst muß er sich halt zureden lassen. In Österreich zum Beispiel haben staatliche pädagogische Stellen die Eltern getröstet: Es sei nicht ihre Pflicht, ihrem Nachwuchs als Belohnung zum Maturitätsexamen einen Kleinwagen zu bescheren.

Milliarde wird zum Gebrauchswort

In ähnliche Verlegenheiten scheint unser Staatswesen hineinzuschlitteln. Zwar fließen seine Einnahmen in

nie dagewesenem Strom in die Steuerkassen. Dennoch weiß Mutter Helvetia nicht wo wehren. Zu den Wünschen nach Sicherheit für jeden, vor allem für Alte und Kranke, türmen sich die Programme der kollektiven Ausgaben, die Unsummen verschlucken. Wir haben uns an das früher selten gehörte Wort «Milliarde» schon ganz ordentlich gewöhnt.

Auf dem nationalen Wunschzettel stehen in kunterbunter Reihenfolge Straßenbau und Gewässerschutz, Wohnungsbau und wissenschaftliche Forschung, Kraftwerke aller Art, Erweiterung bestehender und Gründung neuer Universitäten und natürlich nach wie vor die Landesverteidigung. Wer ist der kluge Hausvater, der entscheiden soll, was besonders dringend – in der Amtssprache «vordringlich» – wäre? Der Bundesrat? Das Parlament? Das Volk? Die Kompetenzausscheidung gestaltet sich in der demokratischen Wirklichkeit nicht so einfach wie auf dem Papier.

Technokraten mit Kindergemüt

Die Rolle der heischenden Kinder in der Familie spielen im Staat weniger die vielgeschmähten Politiker oder Verbandssekretäre als die neu zur Macht gekommene und immer mächtiger werdende Kaste der Technokraten. Sie denken – genau wie Kinder, die partout etwas wollen – monoman. Sie haben nichts anderes im Kopf. Sie kennen keine Hindernisse und stellen sich blind gegen Einwände. Sie leben auf die Erfüllung ihres Begehrens hin; der einzuschlagende Weg ist ihnen nebensächlich, wenn er bloß zum Ziel führt.

Die peinliche Mirage-Angelegenheit ist ein Musterbeispiel. Eine bestimmte Anzahl von «Fachleuten» versteifte sich auf dieses Flugzeug, gab sich nicht mit dem französischen Muster zufrieden, sondern wollte den Vogel in jeder Hinsicht mit dem Besten ausstaffieren, was auf dem Weltmarkt zu haben war. Und so wie Kinder, die ein sehr teures Spielzeug mit allen Sinnen begehren, hemmungslos alle Bedenken der Eltern verwischen, immer wieder neue Gründe finden, um Gegenargumente zu entkräften, auch nicht davor zurückschrecken, zu Gunsten ihres Lieblingsgegenstandes Zahlen zu frisieren und unabdingbare Nebenkosten zu verschweigen, so wandten die Mirage-Technokraten alle kombinierten Mittel an, um ihre hundert Flugzeuge unter Dach zu bringen. Sie werden das auch weiterhin tun.

Voraussichtlich wird die parlamentarische Untersuchungskommission, die sich mit der unverantwortbaren Verteuerung dieser Kampfflugzeuge befassen muß, nichts anderes herausbringen als diese ins Gigantische übersetzten Kindertricks. Und es wird vermutlich im Staat gehen wie in den betreffenden Familien auch: Bundesrat, Parlament und Volk werden zuletzt mit drohend aufgehobenem Finger den Technokraten sagen: «Aber, aber, das hättet ihr nicht tun dürfen, und daß solches nicht wieder passiert . . .»

Doch wie Kindern ein solches «aber, aber» zum einen Ohr ein und zum anderen wieder hinausgeht, werden sich unsere Mirage-Beschaffer schließlich als Sieger vorkommen und jenen, die sie zurückbinden wollen, triumphierend zurufen: «Seht nur, wie schnell er fliegt und was er alles kann . . . Und da wolltet ihr uns davor sein?»

Wasser geht vor!

Doch nun beginnt die helvetische Familiengeschichte ernsthaft zu werden: Sollen die Angehörigen, weil einem penetrant bittenden, einem aufsässigen und schwindelnden Kind um «seines unverschämten Geilens willen» sein Lieblingswunsch wider bessere Einsicht erfüllt wurde, sollen die anderen also mit Kaffee und Kartoffeln sich durchschlagen? In der ständerätlichen Debatte hat es der Schaffhauser Kurt Bächtold, ein wahrhaftig patriotischer Mann, deutlich gesagt: Es warteten dem Land so viele kolossale Aufgaben der Forschung, der Ausbildung und der Erziehung, daß man nicht für Mirages und dergleichen jeden Kredit bewilligen könne – um nachher, wenn Lebenswichtiges angeschafft werden müsse, im leeren Beutel zu klaben.

Denn, wie gesagt: die Milliardenliste ist groß. Und es stehen Wünsche darauf, von denen die Lebensmöglichkeit der künftigen Generationen abhängt. Anderes wieder ist bloß wünschbar.

Kein Leben ohne Wasser! Das weiß jeder, und es geht mit dem Gewässerschutz nicht schlecht vorwärts, soweit es sich um große Reinigungsanlagen handelt. Dagegen hapert es mit dem Verantwortungsbewußtsein der Einzelnen: Die scheußlichen Fischvergiftungen, die nötigen Badeverbote sind Beweis genug. Im Ständerat wurde von einem besorgten Architekten eine eidgenössische Gewässerpolizei gefordert, um dem Unfug Einhalt zu gebieten. Aber Bundesrat Tschudi mußte diese Forderung ablehnen: Erstens

fehle es an Beamten, und zweitens dürfe man die lieben Eidgenossen nicht durch die Existenz von «Abwasservögten» zum Zorn reizen. Dagegen werde der Bundesrat den Kantonen und Gemeinden ins Gewissen reden, ebenso den Gerichten, damit endlich Sünden wider das Wasser als regelrechte Vergehen bestraft würden.

Die phantastische Liste

Auch der Autobahnbau rückt voran, beinahe wie geplant, aber sehr viel teurer als geplant. Aber schon hier muß man einsehen: Mit einem Netz zu enger Straßen kann man zur Not leben, ohne Wasser nicht.

Was weiter? Unsere Stromversorgung ist nicht für alle Zeiten gesichert. Es gibt Geologen, die riesige Reservoirs von Erdöl und Erdgas unter unseren Füßen vermuten. Doch selbst wenn sich ihre Prognosen bestätigen sollten, so würden Raffinerien und thermische Werke die weltberühmten lieblichen Schweizer Landschaften zum häßlichen Industriegelände verwandeln. Andere sehen in der atomaren Stromerzeugung die Rettung. Aber auch hier warnen Leute, die ebenfalls etwas von der Sache verstehen: bisher sei es nicht gelungen, die radioaktiven Abfälle so zu beseitigen, daß ihre zersetzenden, todbringenden Wirkungen ausgeschaltet seien. Und wieder: vorausgesetzt, die Gewinnung von Atomenergie wäre technisch gesichert, haben wir dafür genug Geld? Alt Bundesrat Streuli beklagte bitter, daß für die Atomforschung die nötigsten Mittel fehlen, und die Betreuer des im Bau befindlichen Versuchsreaktors Lucens müssen vorschlagen, auf jede Elektrizitätsrechnung ein Atom-Prozent hinzuzuschlagen, damit ihr Werk überhaupt vollendet werden könne.

Bundesrat Spühler wiederum hat eine andere Sorge vorgetragen: Er befürchtet, der Wohnungsbau komme zu kurz. «Die Behausung ist wichtiger, als die Allee, die zu ihr führt», sagte er und meinte damit, der Wohnungsbau komme noch vor dem Straßenbau.

Etwa gleichzeitig erläuterten Professoren der ETH die Notwendigkeit der Raumforschung gemeinsam mit anderen europäischen Staaten. Und man spreche mit einem Dozenten irgend einer naturwissenschaftlichen Fakultät: es fehlt an Instituten, es fehlt an Nachwuchs, es fehlt an Instrumenten. Die berechtigten Wünsche wachsen der Schweizer Familie über den Kopf.